



Abend-

Zeitung.

304.

Donnerstag, am 20. December 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler [Eb. Hell].

Der Spion.

(Fortsetzung.)

Die nun gegen den Ritter verhangene Untersuchung führte aber zu nichts, denn die wichtigsten Papiere hatte Maubert längst schon bei Seite geschafft, die bei ihm und in seinem Zimmer vorgesundenen aber stellten ihn nur verdächtig, nicht schuldig dar. In der Hoffnung jedoch, durch Selbstgeständniß sein Loos zu mindern, entdeckte er den ganzen, durch vornehme Polen, unter großen Verheißungen für ihn, angesponnenen Verrath, welcher eben der Ausführung nahe gewesen sey; erzählte wie er zu des Ministers Siegel und Briefen gekommen, und beschuldigte als thätigsten Beförderer seiner Anschläge besonders einen gewissen Secretair, über welchen aber keine weitere Nachricht sich findet.

Der König wollte in der größten Hitze den saubern Ritter hängen lassen; doch Brühl, einen am Galgen Gestorbenen zum Hofmeister seines Sohnes gehabt, ihn täglich der Ehre seiner Tafel, ja seines vertrauten Umgangs gewürdigt zu haben, fand dieß bedenklich und vermochte deßhalb den König, die Todesstrafe in lebenslängliche Haft zu verwandeln.

Als man diese dem falschen Ritter ankündigte, weinte er wie ein Kind, ward aber bald wieder ruhig, ja sogar lustig und äußerte mehrmals gegen den Festungswachtmeister Uhle: Man solle ihn ja nicht aus den Augen lassen — Er könne mehr als Brod es-

sen — für ihn sey kein Vogelbauer zu gut verwahrt u. s. w. — Das sollte Scherz seyn, war aber, wie sich erwies, sein völliger Ernst. Uebrigens hatte er auf der Festung kein schlimmes Loos. Der Commandant, Generallieutenant von Pirch, behandelte ihn als Herrn vom Stande, zog ihn oft zur Tafel, versah ihn mit Büchern, ging mit ihm spazieren und bewirkte ihm sogar Schreibmaterialien, die vorher ganz verpönt waren. Doch tröstete ihn nichts über den Verlust der Freiheit. Diese zu erringen war sein ewiges Streben.

Nachdem er wiederholt zu entfliehen, ja sogar den Commandanten durch große Verheißungen zu bestechen gesucht hatte, schlug er einen listigern und — wirkfamern Weg ein. Der Kapuziner sollte helfen, wo der Ritter nicht ausreichte.

Unter dem Vorgeben, Sachen von der größten Wichtigkeit auf dem Herzen zu haben, bat er brieflich den päpstlichen Nuntius am Dresdener Hofe um einen Besuch.

Der Nuntius kam und war nicht wenig überrascht, als der Ritter ihm zu Füßen fiel, nach Lüge um Lüge erklärend, daß er — ein französischer Kapuziner sey, der nach seinem stillen Kloster sich sehne, um dort auf immer die Thorheiten seines Lebens zu verweinen.

Einen reuigen Sünder zurückzuführen in den Schooß der Kirche, dünkte dem Nuntius ein so verdienstliches Werk, daß er sofort des Gefangenen Aus-

lieferung verlangte im Namen des Papstes. Der König fügte sich, obwohl höchst ungerne, aus Respekt für den heiligen Vater. Der Staatsverräter ward entlassen, durfte aber nicht nach Dresden, wohin er am meisten trachtete, weil er dort mit einem verabschiedeten Brühl'schen Kammerdiener, Fiedler, in geheimer Verbindung stand. Unter militärischer Escorte schaffte man ihn nach Prag und überlieferte ihn dort dem Prior der Kapuziner, welcher ihn sofort als Mönch einkleiden ließ, mit gehörigen Feierlichkeiten wieder in den Orden aufnahm und dem sächsischen Officier, der ihn begleitet hatte, eine Bescheinigung über Empfangnahme des ritterlichen Mönches ausstellte.

Nachdem der Prior dem Sünder drei Tage lang das Gewissen geschärft, sandte er ihn mit zwei Ordensbrüdern nach Rom, Ablass für seine schweren Sünden zu ersehen vom heiligen Vater.

In der ersten Stadt Italiens traf Maubert einen Cardinal, der eben nach Wien reisen wollte. Nachdem er sich diesem als Kapuziner vorgestellt, lenkte er das Gespräch auf den Dresdener Hof, der seines noch jungen Katholicismus wegen einen Kömmling natürlich sehr interessirten mußte und sprach nun von sächsischen Staatsgeheimnissen, so daß der Cardinal erstaunte, wie ein Mönch darin habe eingeweiht werden können.

Dreißt erzählte nun Maubert von seinem Leben, soviel er für gut fand, gestand frei, daß er den geistlichen Stand ganz wider Willen, nur aus Rücksichten für seine Familie, gewählt und bat weinend den Cardinal um Empfehlungsbriefe nach Rom, wo er nicht die beste Aufnahme zu erwarten habe. Der Cardinal, durch Maubert's glatte Worte getäuscht, behielt ihn drei Tage bei sich und gab ihm dann nicht nur selbst Briefe mit nach Rom an verschiedene Cardinäle und den General des Kapuziner-Ordens, sondern befahl auch dem Prior des Orteklosters, letzterm den reuigen Bruder nachdrücklich zu empfehlen. Getroßt reiste nun Maubert nach Rom und warf sich dort seinem Ordensgeneral zu Füßen, errang aber dadurch, so wie durch Lügen auf Lügen doch nichts weiter, als daß der General, unter dem Vorwande, in die Angelegenheiten ausländischer Orden sich nicht mengen zu dürfen, ihm bloß eine schriftliche Färbitte an seine Obern in Frankreich einhändigte.

Damit war aber dem lockern Maubert, der nur nach der Erlaubniß zu Ablegung des geistlichen Standes getrachtet hatte, nicht gedient.

Gern wäre er sofort flüchtig geworden, um freier in protestantischen Ländern zu leben, wenn man nicht zu streng ihn unter Aufsicht gehalten hätte, denn zwei Mönche geleiteten ihn von Kloster zu Kloster. So kam er endlich betrübt, doch nicht hoffnungslos, nach Magon an der Loire, wo er zu Schiffe weiter nach Chalons gebracht werden sollte. Die französischen Mönche waren aber bei weitem nicht so streng und ängstlich als die italienischen. Dieß berechnend entfernte sich Maubert, während seine Wächter zum Frühstück bekehrten, unter dem Vorwande, zu sehen, ob das Schiff segelfertig sey. Da das Kloster am Ufer lag, glaubten jene, daß der bußfertige Bruder nur an ein Fenster des äußern Ganges getreten sey, erschracken aber nicht wenig, als sie ihn endlich dort suchend nichts als ein Paar hölzerne Mönchschuhe fanden, die Maubert ausgezogen hatte, um unbemerkt zu entschlüpfen.

Natürlich gab der Flüchtige gehöriges Fersengeld. Erst sieben Meilen vom Kloster sprach er bei einem Pfarrer ein, der ihn nicht nur gut verpflegte, sondern auch die Nacht über beherbergen wollte, welches aber Maubert nicht annahm, unter dem Vorwande, daß er eilen müsse, wenn er seinen todkranken Vater noch am Leben treffen wolle. Tag und Nacht laufend, meist auf Schleiswegen und nur hier und da Messe lesend bei einem gasifreien Pfarrer, erreichte er endlich Le Fort de l'Eluse an der Schweizergränze.

Auf die Frage des wachhabenden Officiers, wo her? und wohin? sprach Maubert Polnisch und gab durch Zeichen zu erkennen, daß er einer andern Sprache nicht mächtig sey. Als ihn nun der Officier, gleichfalls durch Zeichen, nach dem Passe fragte, gab er einen selbst fabricirten in polnischer Sprache, worauf ihn der Officier gehen hieß. Maubert aber, um sich nicht zu verrathen, daß er Französisch verstehe, blieb stehen, bis ihn endlich der Officier durch Schub bedeutete, daß er gehen könne.

So gleichsam über die Gränze gestossen, ging Maubert nach Genf und gab sich beim Prediger Tronchin für einen Mönch aus, den Liebe zur Wahrheit dringe, das Glaubensbekenntniß der Reformirten anzunehmen. Doch Tronchin erkannte in ihm bald den Abenteurer, der wohl gar sein Kloster bestohlen haben könne und brachte es bei dem Magistrat dahin, daß man ihn unter Verabreichung eines Zehrpennigs aus der Stadt wies.

Maubert, Genfer Klugheit im Stillen bewundernd, versuchte nun sein Heil an der Berner Geistlichkeit,

welche ihn mit Freuden in den Schooß ihrer Kirche aufnahm, ja sogar mit Geld unterstützte. Doch eilte Maubert binnen einigen Tagen schon nach Lausanne, damals der Sammelplatz vieler Proselyten und schloß sich hier dem Buchhändler Beau, einem vormaligen Franziskaner, so vertraulich an, daß dieser ehrliche Mann, Maubert's Talente bemerkend, ihm Wohnung und Tafel gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aehren und Körner.

Von W. v. Lüdemann.

Die wahren und wirklichen Charakteranlagen der Völker malen sich in keinem Spiegel so treu, als in ihrer Liebe zu dem Dichterwerke, das sie vor allen anderen schätzen und lieben. Homer galt den Griechen um seiner milden Lebensweisheit und seiner durch und durch kunstmäßigen Bildung willen; diese Liebe deutet auf ein Volk, das das Gesetz des Schönen vor allen andern Gesetzen verehrt, und selbst die Tugend nur liebt, weil sie schön ist. Den spätern Römern galt der hohle Pomp Virgil's über alles; Prachtliebe, Neigung zur Gewalt und ein dunkler Anfang von stoischer Ehre malen sich in dieser Vorliebe. Die Italiener theilen sich zwischen Tasso und Ariost nach ihren Stammesanlagen, und so theilt sich ihr innerster Sinn auch zwischen heiterer Lebensfreude und religiöser und ritterlicher Liebe. Der Spanier liebte, so lang er er selbst war, vor allen die Ritterromanze und das Schauspiel. Ehre, Tapferkeit, begeisterte Fürstenliebe sind die Grundzüge seines Nationalcharakters. Der zu seiner Zeit kühne und unternehmende Portugiese liebte seinen kühnen, unternehmenden und die Waffenehre besingenden Camoës. Der Franzose, redselig, an Worten Vergnügen findend, eingenommen für hochklingende Ideen und ohne Prüfung, ob diese für das Leben passen oder nicht, dabei von Natur fröhlich und scherzhaft, liebte entweder seine hohle Henriade, oder seine in abstrakten Idealen verlorenen Dramatiker, oder endlich seinen scherzreichen Molière und Lafontaine. Ganz vorzüglich aber wird dieser letztere in Frankreich für einzig und unerreicht gehalten. — Der Engländer, in Religiongrübeleien und politischen Spaltungen lange Zeit verloren, liebt vor allen Dingen Milton und Shakespeare. Young, Byron und Moore bezeichnen die

Richtungen, in welche fast alle Individuen dieses Volks zerfallen. — Welches aber ist nun das Gedicht, das am tiefsten und innigsten aus dem deutschen Nationalcharakter hervorgegangen ist? — Wir wissen keines, wenn es nicht die „Messiade“ ist oder der „Werther.“

Die Grundsteine aller dichterischen Gemüthanlagen sind: Erregbarkeit, Formensinn und Spieltrieb; daher ist „frühe Liebe“ gemeinhin ein Kriterium dichterischer Anlagen. Dante war in seinem neunten Jahre, Chaucer eben so früh, Cooper und Pope gar in ihrem siebenten Jahre, Byron in seinem achten, Milton so lange er denken konnte, verliebt. Bey Shakespeare und Byron nahm die Freundschaft die Gestalt der Liebe an. Je nachdem aber Formensinn oder Spieltrieb vorherrschen, wird der junge Poet ein klassischer oder ein romantischer Dichter werden, d. h. mehr im Gedanken oder mehr im Gefühl seinen Sitz aufschlagen. Byron war als Knabe ein leidenschaftlicher Ballspieler, Schiller trat bei allen Kartenspielen hervor, Klopstock führte sie an, und Göthe's Leidenschaft für stillere Spiele und Gestaltenbildung ist bekannt. Keiner aber ist je ein Dichter geworden, der von seinem zehnten Jahre nicht heftig und reizbar war, von schöner Form nicht angesprochen wurde oder gern spielte.

Die Reizbarkeit, welche die Grundlage aller Dichtergabe ist, macht die Dichter zu bedenklichen Ehemännern, so oft mit dieser Erregbarkeit sich Eigensinn vereinigt. Diese, die allem vertrauten Umgang gefährlich, ist gefährlicher in dem allervertrautesten, der Ehe. Reizbarkeit und Weichheit der Seele sind die Quellen der größten und edelsten Genüsse in diesem Verhältnis; Reizbarkeit und Rauheit der Seele die unabwendbaren Unglücks.

Eine reiche Erbin.

Nach englischen Blättern besitzt die Herzogin von Dino, Nichte des Fürsten Talleyrand, eine einzige Tochter, noch ein Kind, welches dieser große Diplomat sehr liebt, und das sehr schön zu werden verspricht. Dem Vernehmen nach soll sie das ganze Vermögen des Fürsten erben, welches man auf 30,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte schätzt.

H.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß.)

Auch das Theater des Palais Royal hat eine Goldgrube in dem letzten Kapitel gefunden. Es ist eine pikante Satyre gegen die Selbstmorde aus Liebe. Das Schluß-Couplet bezieht sich auf die Verätherei des Denunzianten an der Herzogin von Berry, und muß jedes Mal wiederholt werden.

Herr von Pradel hat nun seine dritte Improvisation gehalten, die noch zahlreicher besucht war als die beiden ersten. Er hat den allgemeinsten Beifall erhalten und verdient. Doch seine dritte Tragödie, Urbain Grandier, hat mir minder trefflich geschienen als sein Johann ohne Furcht, den er in der zweiten gab, woran wohl die mindere Tauglichkeit des aufgegebenen Gegenstandes Schuld war. Nach dieser Tragödien-Improvisation kamen Bout-Nimé's und Verse auf aufgabene Worte und Reime. Mit bewundernswerther Schnelle hat er ganz heterogen scheinende Worte mit einander zu verbinden gewußt. Besonders war dieß der Fall in der Aufgabe des Lobgedichts auf Fenelon, wo er den Reim „Floh“, der ihm gegeben war, aufs überraschendste angebracht hat.

Ein Paar Wörtchen muß ich Ihnen noch von ein Paar lustigen Tribunal-Verhandlungen mittheilen. Herr und Frau Modeste wohnen im Landkutschenhofe. Herr Bouillet ist kaum dreißig Jahre alt, aber schon zwei Mal Wittwer. Mad. Modeste ist hübsch und spricht sehr geläufig. Sie bringt gern, was im Hofe gesprochen wird, weiter unter die Leute. Nun aber versicherte sie eines Tages, als einige Redarten über Herrn Bouillet gefallen waren, ganz laut, daß dieser ein Ungeheuer sey, der seiner ersten Frau das Leben gekostet und die zweite geradezu umgebracht habe. — Herr Bouillet klagte daher gegen die junge Dame, und verlangte von den Richtern der sechsten Kammer eine strenge Ahndung dieser Verleumdung.

Die Beklagte erwiederte, indem sie mit den Fingern ihres Schawls spielte, daß sie es nicht gewesen, die diese Rede erfunden, sondern sie bloß wiedererzählt habe.

Der Präsident. Aber daran thaten Sie sehr unrecht! denn es ist schon ein Vergehen, Redarten, die dem guten Rufe eines Menschen nachtheilig werden können, nachzusagen.

Die Beklagte. Warum hat denn auch er da gesagt, daß mein Mann nicht weiter sehe als seine Nase reicht, und daß er ein —

Der Kläger sie unterbrechend: Ich habe nichts dergleichen gesagt, das geht mich gar nichts an.

Die Beklagte. Sie haben unsern Hausfrieden stören wollen, das ist eine Thatfache, und das mußte mich aufbringen.

Das Tribunal verurtheilte Madame im Betracht mildernder Umstände in eine Buße von 25 Franks.

Der zweite Fall war folgender: Madame Ancelle hat die Manie, die Katzen bis zur Vergötterung zu lieben. Sie klagte daher gegen ihren Hauswirth, Herrn Joubert, der ihren Lieblingsschmack keineswegs theilte. Ich lasse Madame selbst sprechen: „Wahrhaftig, mein Herr Friedensrichter, ich begreife die Begehrlichkeit meines Wirthes gar nicht! Ich habe zwei kleine Stübchen in seinem Hause inne, und bat ihn um die Erlaubniß, über ein Cabinet disponiren zu

können, das an mein Quartier stößt, um meine Katze dort unterzubringen, die eben Junge werfen wollte. Dieses Cabinet stand leer und Herr Joubert hat daher nicht die geringste Unbequemlichkeit deshalb gehabt. Dessen ungeachtet verlangt er jetzt 12 Franks 50 Cent. Mietzins von mir für ein Kämmchen, in dem bloß meine Katze und ihre Kleinen gewohnt haben (die ganze Versammlung lacht), und hat mir erklärt, daß er mich nicht ausziehen lasse, wenn ich ihm diese Summe nicht bezahle.“ Herr Joubert antwortete darauf: „Allerdings, Herr Friedensrichter, widersetze ich mich dem Auszuge dieser Frau, die mir mit ihrer Katzenbeerde, die sich auf nicht weniger als vierzig Stück beläuft, alle meine Mietzleute vertrieben hat, die es nicht aushalten konnten, sie die ganze Zeit miauen zu hören, besonders im Monat Mai, wo ihre kläglichen Töne alle Bewohner des Hauses nicht schlafen ließen. Mad. Ancelle selbst hat mir das Cabinet, über welches wir uns jetzt streiten, abgemietet (er zeigt den Kontrakt), und so sehr ich und meine Mietzleute uns freuen, sie los zu werden, so muß sie doch erst dem Kaiser bezahlen, was des Kaisers ist.“ Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß die Zuschauer gewaltig gelacht haben und Dame Ancelle zur Bezahlung der Miethe für das Quartier ihrer vierfüßigen Untermiether, da diese selbst nicht zahlfähig waren, verurtheilt worden ist.

Aus Freiberg.

Im December 1832.

Bereits werden Sie einiges von dem „Bergmannsgruß“, einem melodramatischen Gedichte oder einer melodramatischen Cantate, gehört haben. Zwei hiesige Freunde des bergmännischen Standes hatten sich vor längerer Zeit schon vereinigt, die Eigenthümlichkeiten desselben poetisch-musikalisch zu behandeln. Das Unternehmen kam zu Stande. Hr. Conrector Moriz Döring besang den Bergmannsgruß, und Hr. Cantor M. Anacker behandelte das Gedicht melodramatisch. Dieses hat nicht allein seinen unzweifelhaft poetischen Werth, es schildert überhaupt den Zauber, den das bergmännische Leben und Treiben neben seinen Mühseligkeiten besitzt, mit vieler Wahrheit und ist eben darum überaus ansprechend. In einer gemüthreichen Musik wird den Worten ihr schönster Reiz verliehen.

Die Declamation beginnt mit dem leisen Ausdrucke der Ruhe. Das Berggoldklein ruft, der Bergmann verläßt sein Lager, der Riegel der Thüre schnarrt und auf seiner Hütte stilles Glück hinschauend, hört er den Traum seiner Kleinen in dem lieblichen Kinderliede. Er tritt hinaus, der Tag bricht an und die schwellende Musik verkündet das wunderreiche Nest der Sonne. Herrlich und brillant ist die folgende Steiger, Arie: „Der achte Deine Strahlen nicht, der täglich sie genießt.“ Dann kommt der Morgengruß der Bergleute auf dem Wege zu ihrem schweren Berufe, welcher Gesang viel Hinreißendes hat. Ferner spricht sich die tröstende Hinweisung zu Gott auf gefahrvoller Bahn mit schönen Worten und ergreifenden Tönen in ganzer Uebereinstimmung aus, und wahrhaft erhebend ist der Vers: „Der Herr Dein Stab! Der Herr Dein Licht!“

(Der Beschluß folgt.)

(Nebst einem Probehefte der deutschen Jugendzeitung.)